

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Donnerstag, 17. März

1927.

(13. Fortsetzung.)

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

Die Vollblutaristokratin in ihr bäumte sich auf, bis zum zornigen Händeballen, wenn sie sich, eine Freiin von Massenbach, an der Erde liegend, vorstelle und Spargel stechend.

Spargelpeisen, die pfundweise zusammengebunden wurden und auf dem Markt verlaufen.

Was irgende an jugendlichem Feuer, an unverausgabter fraulicher Kraft in ihr war, es sprühte in diesem Augenblick förmlich aus ihr heraus.

Machte die Augen stärker leuchten, den langsam vornehmten Schritt zum elastisch dahinstürmenden, hatte die zartgerundete Wange mit einem dunklen Karmi überhaupt.

Wer sie noch vor einer Stunde gesehen hatte, mit den hochmütig festgeschlossenen Lippen, dem müden, weltabgewandten Blick der Augen, hätte sie kaum wiedererkannt in diesem jungen Weibe, das, abgesehen von der zarten, mittelgroßen Gestalt, einer Wallfahrt gleich, die bereit war, den Kampf mit einer Welt aufzunehmen.

Sie hatte die Parlgrenze bereits seit weitem hinter sich gelassen und schritt noch immer dahin, stürmisch atmend, als hätte sie Flügel unter den Sohlen, und machte erst Halt, als das grauflärbne schimmernde Gestänge einer Buche mit weitausladendem Geäst ihr den Weg versperrte.

Sie hob wie widerwillig die blonden Wimpern, da traf ihr Blick eine eiserne Tafel, die unter dem Laubdach befestigt war: „Diese Buche pflanze —“ und dann der Name ihres Vaters.

Es schwamm ihr vor den Augen. Ihr Vater, ihr vergötterter, lieber Heimgegangener, hatte den Baum gepflanzt, als er wohlbehalten, als jungverheirateter Mann, aus dem Feldzuge heimgekehrt war. Er hatte ihr oft erzählt, wie Aribert, sein Vorfahr, so strammen Füßen daneben gestanden und in seinem Kindersinn den Stamm so fest zu umspannen geglaubt, wie die arbeitsgewohnten Fäuste der haltenden Gutsarbeiter.

Mit gefalteten Händen stand Mechthildis und ließ die hellen Augen wie in feierlicher Andacht auf dem wohl erhaltenen Namen ruhen.

Doch dann zuckte es wieder spöttisch über ihr seines Gesichts.

Und dieser junge Aristokrat, der damals so stolz die Buche hielt, die nachkommenden Geschlechtern von den Kriegstaten ihres Ahnen erzählen sollte, er ließ seine Töchter Spargel für den Markt zurechtern, aus Geldgier, in der Sucht nach dem Niedrigsten, was die Welt gibt, nach materiellem Lebensgenuss.“

„Ich reise ab,“ das war das Ergebnis. Und nach einigen Minuten angestrengten Grübelns zückte sie befriedigt vor sich hin. „Ja, recht. Die Pfingstwoche wollte sie den Geschwistern noch schenken, aber Montag nach Trinitatis, da reiste sie, unvergeierlich. Es riss sie förmlich nach ihrem stillen Heim mitten im Losen der Weltstadt, nach dem traurlichen Eingesponnensein, wo sie, Ich, ganz Ich, sein konnte, und nicht beständig Fremdes, Niegekantiges, an ihr riss. — Die Geschwister würden sie wohl ziehen lassen, wenn sie sahen, daß sie sich nicht — schrökken ließ.“

Sie erschrak wiederum vor der Brutalität dieses harten Wortes, aber die hellen, schöngeschwungenen Brauen waren

eng zusammengezogen, und während sie ihren Weg durch dichtes Waldgestrüpp, unter lichtgrünen, vom leichten Frühlingswind bewegten Laubmassen weiter fortsetzte, kräuselte ein böses Lächeln ihre Lippen und die sonst so maten Augen blickten hell und scharf.

Wohl eine ganze Strecke mochte sie so mit fliegendem Atem, mit erblärtten, unwilligem Grübeln Zeit und Stunde vergessend, dahingewandert sein, da schreckte sie plötzlich zusammen und blickte um sich mit ganz verschleiertem Blick, in dem noch etwas von dem Fieber der Selbstqual lag, mit dem sie das Einst gegen das Jetzt abgewogen und das Heute zu leicht gefunden hatte.

Jetzt aber, während sie die Umgebung mit flüchtigem Er schrecken musterte, ohne zu wissen, wo sie sich befand, denn in den langen Jahren ihres Fernreisens hatte der sorgsam gepflegte fürstliche Walb, der sich wie ein Leil in das Gelände des Gutes schob, ein ganz anderes Aussehen angenommen, lauschte sie mit gespannten Sinnen.

Vom Winde getragen hatte ein Kinderweinen ihr Ohr getroffen, das in seiner Klägigkeit an das, des Mitleids so lange entwöhnte Herz pochte, an das seit gestern das Leben beständig mit einlaßfordernder Hand gerüttelt hatte. Dem Ton nach mußte es ein nur wenige Jahre altes Kind sein.

Für die Spanne einer Sekunde stand sie noch, den Oberkörper horchend vorgeneigt, dann wandte sie ihre Schritte schnell entschlossen der Richtung zu, woher das jämmerliche Weinen kam.

Sie schritt eilig aus, ihr Atem ging schnell, in ihre Wangen war wiederum eine zarte Röte gestiegen.

Ein paarmal mußte sie mit fester Hand die Zweige eines Gebüsches zur Seite schieben. Und dennoch standt ihr Fuß keinen Augenblick, es war, als ob magnetische Kräfte in diesen Kinderkränen versteckt lagen, die das Weib in ihr wie mit Riesenfausten nach sich zogen. Sie, die Kindern bisher mit einer ängstlichen Scheu, die aus Lächerlichkeit grenzte, aus dem Wege gegangen war.

Jetzt schimmerte imaragdener, sonnenüberschütterter Rasengrund durch die Gebüsche, man hörte Rüdengebell und konnte die Umrisse eines mit Türmchen und Erkern geschmückten Fachwerkbauens erspähen, offenbar nach dem Muster eines älteren Jagdschlösses erbaut. Nun noch einen schmalen Weg, durch dichte Haselnußstauden . . .

Kreuzhimmelblauerwetter, klimmt sich denn kein Deikel um die Loni? Wo steht denn das verfligte Weibervolk . . . ?

Der Forstmeister von Reichswange warf die gefüllte Feder auf die Tuchplatte seines mit unzähligen Schubladen versehrten Schreibtisches, daß das dunkle Raß umhersprang und eilte, die Tür zu seinem Büro weit hinter sich auslassend, aus dem Zimmer.

Auf dem buntgewebten Läufer lautlos gehend, durchquerte er die ziemlich geräumige Halle mit der mächtigen Balkendecke und den schönen Geweihen und wollte gerade mit einem zärtlich beschwichtigenden Schmeichelwort unter den Bogen des halboffenen Aufgangs treten — da sah er . .

Und schnell verbarg er die breitschultrige Gestalt mit den wuchtigen, kraftgesättigten Bewegungen hinter dem vorstehenden Türflügel. Nur leise, ganz allmählich den Kopf mit

dem starken Braunhaar und dem prächtigen Vollbart, in neugierigem Spähen vorschließend.

Vom Gehölz her nahte sich eine Frauengestalt, der das schlichte Gewand lose die schlanken Glieder umgab und bei dem zögenden, vorsichtigen Schreiten sich wie in beabsichtigt und dennoch unabsichtlich-künstlerischem Faltenwurf leise wallend bewegte.

Eigentlich kein Vorwärtsschreiten, fast wie ein gespenstisch lautloses Schweben schien es, die sanftgerundete Wange des zarten Frauengesichts mit einer Röte bedeckt, um die blauroten Lippen ein, vielleicht erzwungenes Lächeln, das aber doch die grauen Augen unter den langen, hellblonden Wimpern heller erglänzen machte, die mit einem zögenden, fast bittend ängstlich zu nennenden Ausdruck auf dem weinenden Kindchen hasteten.

Wie die hochseinen Spiken des Fichus sich leise zitternd bewegten, als müßte ein lauflopendes Herz sich darunter bergen, und jetzt brach ein Sonnenstrahl zitternd durch das Geäst der Laubkronen, traf das schimmernde Haar, ihm blindefend helle Lichter aufsehend, und einen Augenblick war es, als ob ein leuchtender Ring wie ein Heiligenchein den feinen Kopf spielend umgab.

"Madonna", flüsterte der Forstmann unwillkürlich und trat mit sorglicher Vermeidung jeglichen Geräusches noch einen Schritt in das Dunkel der Halle zurück.

Auch die kleine Leoni, seine Jüngste, die auf einer hinbreiteten Decke hart am Walbesbaum hockte, stellte ihr Schreien ein und sah aus großen Augen, in denen noch dicke Tropfen der eben geweinten Tränen standen, auf die schlanke, sich vorsichtig, Schritt für Schritt nähernde Gestalt; ihre Blide hasteten dann auf der goldgelben Ringeblume, die, wohl in der Not des Augenblicks gepflückt, von den feinen Fingern ihr zaghaft entgegengeboten wurde.

Und plötzlich jauchzte sie laut auf und redete die beängstigend zarten Nermchen der Fremden entgegen: "Mammi!"

Es war nur ein stammelnder, halbgebrochener Laut, aber er machte Mechthildis Herz hoch aufschlagen. Und während sie ein paarmal kurz und tief atmete, ging sie einen Schritt und noch einen, und plötzlich hatte sie sich gebückt und das merkwürdig schwere Körperchen vom Boden aufgehoben.

Das geschah so schnell, so ganz unter der Einwirkung des Augenblicks, daß sie selbst erschauernd zusammenschreckte, als ein warmes Nermchen sich ihr liebkosend um den Nacken legte und sie den losenden Laut der ließen, etwas heiseren Stimme des kleinen Mädchens wiederum an ihr Ohr schlagen hörte: "Mammi!"

"Ich kann es durchaus nicht zugeben, Gnädigste, daß Sie sich mit dem Tragen dieses kleinen Mehlsacks Schaden zufügen . . ."

Beim Klange dieses kräftig gesärbten Baritons hatte Mechthildis sich erglühend umgewandt. Sie war so beschäftigt, so überrascht, gleichsam überrumpelt von den Geschehnissen des Augenblicks, daß sie die rasch sich nähernden Tritte wuchtig fester Stiefel auf dem Kies des Weges gänzlich überhörte hatte. "Oh, bitte" . . .

Der Forstmann hatte sich mit fühllem Rück seines kleinen Mädchens bemächtigt, während Mechthildis, hochatmend und gänzlich aus der Fassung gebracht, an den losigen Haarmassen nestelte, deren Schwere bei dem raschen Bücken die haltenen Nadeln gelöst hatte, die nun im Begriff waren auf und davon zu gehen.

"Warte, du Schreihals, solch einen Lärm zu machen! Eigentlich müßte Pappi strafen. Weißt du das? — Hau, hau machen, du — so. Siehst du?"

Er machte eine bezeichnende Geste, während er gutmütig schelrend auf das mäuschenstill gewordene Kind einsprach, dessen schlehenblaue Augen mit so jeltsam bereitem Ausdruck an den ernsten Bügeln des Vaters hingen.

Und dennoch, trotz des markierten Zürnens war etwas in dem Ton der Stimme, das der Zubörenden seltsam ans Herz griff, eine rührende Weiche, ein schneidender Jammer wie um etwas, das tief, tief drinnen in der Seele stiecke und doch nicht ausgesprochen werden durste.

Mechthildis Finger hatten soeben die letzte Nadel in das schimmernde Haarwerk gestoßen. Sie hob die Wimpern und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, da wandte auch er den Kopf — und plötzlich zuckte es um seine Brauen und es ging ein staunendes Stützen über sein Gesicht.

Eine Sekunde lang war es, als müßte er sich besinnen, dann aber lachte er rischhaltlos gerade hinaus: "Nein, aber Gnädigste, ich hatte doch —? Aber gewiß doch. — War es nicht vorgestern? Richtig vorgestern — wo ich das Glück hatte, Sie gegen die Zubringlichkeit eines Unverschämten zu schützen, — wer hätte gedacht, daß wir uns so bald im freien, schönen Wald begegnen würden? . . ."

Und dann tat er einen Atemzug ganz tief aus der Brust heraus, als wollte er damit gleichsam aus Herzensgrunde seine Zugehörigkeit zu diesem Walde, der ihm lieb geworden, bestätigen.

Dies kräftige, volltonende Lachen schlug unangenehm derb an Mechthildis Ohr und berührte ihre empfindlichen Nerven wie ein jäher Peitschenhieb.

Bergebllich hatte sie bisher ihrer gewohnten Festgründigkeit nachgerungen, die, wie es schien, seit diesem Morgen in einem Chaos wild aufgetürmten Empfindens schmälich unterzugehen bestimmt war.

Aber als dies unbekümmerte herzfrohe Lachen über die Wiese hinschallte, da war sie plötzlich wieder die Alte.

Die Lippen senkten sich über die glänzenden Augen, und von der feinen Nase zu den Mundwinkeln herab zog sich jener Zug starken, überhebenden Hochmutes, der dem Forstmann noch von der ersten Begegnung her in halb ärgerlicher, halb humoristischer Erinnerung geblieben war.

Doch dann schrak sie zusammen und hob scheu, wie ein gescholtenes Kind die Schultern.

Sie hatte vergessen, daß sie dem Mann dort Dank schuldig war, der sie von einer, vielleicht großen Unannehmlichkeit befreit hatte. Sie, Mechthildis von Massenbach, hatte jemandes Dienstleistung entgegengenommen, ohne . . .

Mit einem ihrer leichten, schwelbenden Schritte war sie auf ihn zugetreten und bot ihm die Hand mit einem ängstlich bittenden Blick.

"Ich hatte neulich vergessen, Ihnen für Ihre Freundschaft Dank zu sagen." Sie fühlte, wie im Sprechen ihre gewohnte Selbstsicherheit zurückzulehnen begann. "Die vielen Menschen, die Hitze, der Staub genierten mich. Ich lebe sonst sehr still." (Fortsetzung folgt.)

Mitouko.

Von Volkmar Tro.

Sie trat näher an die Rampe und schluchzte in das winzige Taschentuch aus Papier. Ein schwarz gekleideter Mann lauerte vor ihr und hielt eine Kerze hoch, die hell den zuden Schmerz des kleinen, weißgeschnittenen Gesichtchens aus dem Dunkel hob.

Rückwärts wurde ein blühendes Gebüsch auf die Bühne gehoben, darüber erschien, baumelnd auf einer Stange, ein roter Lampion, während zu der leisen Musik von Lauten, kleinen Trommeln und einer Harfe die beiden Ansager, in einer Nische neben der Bühne hockend, dem Publikum die Ursache des Schmerzes der kleinen Mitouko und die Handlung der nächsten Szene erklärten:

Sie war von ihrem Vater auf zwei Jahre an ein Teehaus vermielt, damit er seinen verschuldeten, kleinen Besten halten konnte. Jetzt nahm sie im Garten Abschied von Eltern, Geschwistern und Bräutigam, da die Säurte des Teehausbesitzers schon vor dem Hause wartete. —

Mitouko stand an der Rampe und sah statt in die Dämmerung des Zuschauerraumes. Der Ansager rief ihr den Text ihrer Rolle zu — sie hörte nicht. Schon begann die Musik zum zweiten Male die langsame Melodie des Liedes, das sie in dieser Szene zu singen hatte. Sie sang nicht, starnte in die Dämmerung. Nur ihr litschgroßer, rotgezeichneteter Mund flüsterte: "Wir werden in sieben Leben glücklich sein. Dasbu!"

Der Ansager klopfte mit seinem langen Bambusstab auf die Bühne. Sie bewahrte sich und schritt langsam zu den Blättern, liebkoste sie weinend mit den kleinen Fingern. Von der sanften Musik war jetzt nur noch die Harfe deutlich. Das Musikloch der kleinen Tonseifen im rauchigen Parlett verstimmt. Durch die Stille ging das Schluchzen von Männern und Frauen. Nasse Gesichter wandten sich gegen den Gang, der durch die Mitte des Parletts zur Bühne führte.

Der alte Vater wanted zwischen seinen beiden Söhnen, dahinter die Mutter und der Bräutigam, alle mit Blumengörzen in den Händen. Mitouko warf sich vor den trostlosen

Eltern auf die Matte und fragte, daß sie dem alten Vater nicht mehr den Garten pflegen, der Mutter die Haushaltserledigung könne. Sie beugten sich zu ihr nieder und stellten ihr Blaumensäulen in das Haar. Als die trostlosen Eltern ihren Segen gaben, verschlang eine drohende Faule Lauten und Harfe:

Mitsouko erhob sich, trat an die Rampe und verneigte sich tief vor der Säntie, die volkstümlich durch das Parkett hereingetragen wurde.

Nur ihre Lippen zuckten und die kleinen Hände hielten verkrampft das Bündel mit den Kleidern — aber ihr Gesicht lächelte und unter Tränen lächelnd stieg sie in die Säntie, wirkte lächelnd zurück.

Und während noch Musik und Anjager den Schmerz der Eltern beschrieben, drehte der Kerzenträger auf der Bühne plötzlich eine raselnde Holzklapper, läufte über die Musik in das schluchzende Parkett, daß es nach Mitternacht sei und die Vorstellung am nächsten Tage weitergehe.

Frauen hoben ihre schlafenden Kinder auf den Rücken, die Männer rachteten die Provinzöröchen, Polster und Messingbeden mit den glühenden Holzloben, besorgten im Vorraum die abgegebenen Holzschuhe und bestellten bei dem Direktor, der alle hinausbegleitete, die Plätze für den nächsten Tag.

Das Teehaus im Vorderbau des Theaters erhielt nach der Vorstellung Besuch.

Eine Schar von Mädchen ließ den Männern entgegen, die über die schmale Holztreppe in das Obergeschoss hinaufstiegen, warf sich vor ihnen zur Verbeugung auf die Matzen, erhob sich langsam und verschwand. Die Papierwände glitten lautlos auseinander, sechs Kerzen blieben auf hohen, dünnen Leuchtern. Die Mädchen brachten Kohlenbeden, handhohe, lackierte Tischchen mit winzigen Gerichten auf Porzellantellerchen, kleine Krüge mit Reiswein. Ein dicker Seidenmaler ließ sich leuchtend auf seine Matte nieder und wünschte Mitsouko zur Nachbarin. Man rief ihren Namen durch die Papierwände.

Eine Wand öffnete sich, sie trat mit einer Verbeugung ein, die Blaumensäulen zwischen goldenen Nadeln im Haar, im gleichen Kimono wie auf der Bühne. Zwei silbergestaltete Reiher hoben auf blauer Seide die Schnäbel gegen den silbernen Mond.

Mitsouko lachte sich neben den Maler und hielt die Händchen über die Glut. Nahm nur etwas Krebs, spießte mit einer Haarnadel winzige Konfitüre auf. Der Maler bediente sich ausgiebiger und verzehrte drei Fischgerichte in Sojasuppe, Nüßen und Reis, Omelette und eingemachte Früchte, trank etliche Schälchen heißen Reiswein, hielt einen Vortrag über die Kunst der alten Schauspieler und lobte die glänzende Leistung Mitsoulos an diesem Abend. Sie bedauerte, daß ihr Können zu gering sei, um einer solchen Belebung wert zu sein. Sie ver dankte alles ihrem Lehrer, der ihr sechs Jahre im Tanzen, Lautenspielen, Singen und antiken Manieren Unterricht gegeben habe.

Der Maler nickte würdevoll. — Ob sie nicht zu heiraten wünsche? Er könne sie jetzt seit zwei Monaten und jüch eine gebildete, hübsche Frau —

Sie lächelte. Der Mann, den sie liebte, sei zu arm, um sie aus dem Teehaus loszulassen. Ihr Vertrag laufe noch achtzehn Monate — überdies wünsche die Familie ihres Geliebten, daß er zu einem Verwandten nach Francisco in Stellung gehe.

Sie kämpfte mit den Tränen und nahm rasch ihr winziges Puderöschen. Malte Lippen, Augenbrauen und die dünnen Striche unter den Lidern nach, brannte sich die kleine Wiese an und horchte höflich den Heiratsverklärungen des Malers zu.

Aus dem Nebenraum kam sanfte Musik von Gitarren und Pauken. Einer der jungen Leute klatschte in die Hände — die Papierwand glitt zur Seite: Vor den drei Mädchen, die ausgestrichen standen, sechs Mädchen in bunten Kimonos, die weißbeschminkten Gesichtchen lachten hinter den Fächern versteckt. Sie begannen eine kleine Pantomime, tanzten mit winzigen Schritten fast immer auf der gleichen Stelle, hielten nach einander und hoben die weitesten Arme der Kimonos wie Flügel.

Nach ihnen sang ein Mädchen zur Lautie. Lieder vom Vollmond über blühenden Kirschgärten und von den Heldenstatuen der siebenundvierzig Ronin. Als sie geendet hatte, leiste sie sich in den Kreis der Zuhörer und gab eine Melodie an, die von allen Mädchen mit sartten Bewegungen der Schultern begleitet wurden. Mitsouko stand in der Mitte des Kreises und mimte während des Gesanges ein Wäschermädchen, das bei seiner Arbeit übermütig die Fische lockte und vertrieb.

Während des Singens kam Dashi. Sie verbeugte sich lächelnd, er erwiderte tief ihren Gruß und leiste sich zu ihr. Man gab jetzt Rätsel auf, lächelte fröhlich über Gesellschaftsspiele und Niedereien, der Maler verhandelte eindringlich in einer Ecke mit dem Teehausbesitzer.

Beim ersten Hahnenkrieg brachen die Männer auf. Die Mädchen gingen bis zur Treppe mit und verabschiedeten sich mit tiefen Verbeugungen. Dann verrechneten sie mit dem Besitzer, der zufrieden nickte: Ein Mädchen siegte allein für Reiswein vierzig Sen ab.

Dashi wartete vor dem Theater. Im Grau des Morgens wurden schon die Plakate deutlich, auf welchen mit farbiger Tusche über die Bretterfront des Theaters Szenen des laufenden Stücks gemalt waren. Mitsouko schlich leise über die Treppe herab, neigte sich tief vor dem vergoldeten Hausaltar. Ihre Hand hieß eine weiße Hansschmuck.

Dashi kam ihr entgegen, sie ließen rasch über den leeren Platz in das Dantel unter niedrigen Liefern. Ein kleiner Teich lag schwarz zwischen Ufern von Schiff und Lotosblättern.

Dashi band sich mit dem Gürtel ihres Kimonos an das Mädchen, verknüpfte ihre und seine Hände mit der Schnur.

Sie traten knapp an den Rand des Weihers.

Er flüsterte: „Ich werde jetzt dein Antlitz immer leben!“

Sie nickte. Ihr Blick hing an seinem Gesicht.

„Wir werden jetzt in sieben Leben glücklich sein, Dashi!“

Er schloß die Augen und ließ sich nach rückwärts fallen.

Die grünen Lotosblätter schwangen noch eine Weile in den Kreisen der kleinen Wellen, dann lag das schwarze Wasser wieder still.

Die alte Truhe.

Von Heinrich Leis.

In der müchnernen Wirklichkeit des Tages steht sie als ein Stück Erinnerung von ferner Zeit. Alte und seltsame Dinge hirten sie in ihrem Schuh, dunkel gebeizt und von den Jahren noch tiefer gebräunt sind ihre starken, mit Schnurwerk verzierten Wände und die schwere, in eisernen Schaltern innenfahrende Deckplatte. Sie scheint mir fast wie ein Grab, darin die Vergangenheit eingesetzt ist; aber wunderbar lebendig ist doch das bunte Vielerlei, das in der Truhe beieinander ruht, das aufslattert, wenn ich den Deckel hebe, gleich den zahllos schwelbenden Gedanken eines aufgeschlagenen Buches in den schwarzen Buchstabenteichen. Der offenen Truhe entströmt ein eigener, zugleich milder und herber Hauch, ein Geruch von Leder, von mählich vergilbendem Papier und ein ganz zarter, fast traumhaft verwehender Lavendelduft.

Ein totes Geschlecht kündet seinen Sinn und seine Art, sein Sehnen und Erleben in den geheimnisreichen Überbleibseln der alten Truhe. Gleichgültige Dinge häufen sich zu einem Schatz der Erinnerung, empfangen Wert und Heiligung durch die aus ihnen hervorleuchtende Besettheit, sie muten an wie ein leichter Grus, wie eine die Zeit überwindende Offenbarung längst verschollenen Lebens. Alte Bilder und Bücher, vergilbte Photographien, Briefe, Aufzeichnungen aller Art sind es, die in den Bann ihres Wesens ziehen, die fernentlegenes Schicksal immer wieder erneuern, die zurückweisen in die Vergangenheit, da noch die Blumen blühten, die dürr und zerbrochen liegen zwischen trockenen Blättern. Ein bluter Zug von Bildern schwemmt auf aus der Truhe, umhüllt von dem bittersüßen Duft vergangener Zeit; Träume der Liebe kehren ins Leben zurück, Festzubel erinnert noch einmal fern gedämpft, die wechselnde Schau fremder Länder fliegt vorüber am Auge, das trunken alle Schönheiten in sich einfangen will, bis es auslöscht in den Schatten der langsam hereindämmernden Nacht. Und von neuem Leben kündet sich das Werden und Erblühen in den ersten Bildern, in Buchstaben und Zeichnungen von ungelernter Kinderhand. Aus der Tiefe der Truhe hebt sich der Zauber des Vergangenen in den Raum, und der Schicksalszug einer Familie scheint förmlich gestaltet im Wachsen und Sich-Wandeln gleich einem ragenden Baum, der über verdorrenden Zweigen ein ewig neues Werden aufsteimen läßt in jungen Trieben.

Voll Reiz und Wunder sind die Stunden der Vertiefung in die Geheimnisse der Vergangenheit, da Erinnerung aufsteht und neu belebt, was lange schon erstorben schien; ist sie nicht Sinnbild des Lebens selbst, das, ewig sich wandelnd, doch nimmer stirbt? In der Truhe des Lebens ruhen die Erinnerungen der Vergangenheit, immer bereit dem spürbaren Sinn, wenn die Deckplatte gehoben und wie aus vergilbten Blättern und Bildern ein fernes Schicksal sein Wesen erneuert. Flüchtig treift der Wechsel der Erscheinungen, aber die Truhe des Schicksals bewahrt das Unvergängliche, das den Tag überdauert, das zueinandergehäuft zwischen dunklen Wänden aufflattert vor dem Blick der Erinnerung mit dem eigenen Hauch, mit Buntheit und Fülle, Sehnen und Erleben einer fern vergangenen Zeit.



Der Werdegang des Tafelkristalls.

Nicht in den seltsamsten Hütten werden Gegenstände aus Kristall gewählt, die der feinlich gezeichneten Tafel erst den Glanz verleihen. Doch nur sehr wenige wissen, wenn sie sich an den Vitrabilien erfreuen, die die kunstvoll geschliffenen Gläser, Teller und Schalen aussendern, wie viel Mühe und Arbeit erforderlich war, um aus dem unscheinbaren Rohglas ein solches Kunstwerk herzustellen.

Es dürfte daher allgemein interessieren, über den Werdegang eines sogenannten „Bleikristalls“ Rätheres zu erfahren. Die rohen Formen werden in erster Linie in den Glashütten des schlesischen Gebirges, des Thüringer und des Bayerischen Waldes und Böhmen hergestellt. Aus einem Gemenge, das in der Hauptsache aus Sand, Bleiernigre, Barit, Kalk, Potassche und Soda besteht, wird das Glas erstmolzen. Genaue Zahlen über die Mengen, die von den einzelnen Minenstoffen im Glas enthalten sind, lassen sich nicht angeben, da jede Hütte das Geheimnis der Zusammensetzung des von ihr hergestellten Glases ängstlich wahrt. Etwa 100 Kilogramm Sand, 50 Kilogramm Bleiernigre, 10 Kilogramm Kohlensäure Barit, 22 Kilogramm Potassche, 6 Kilogramm Soda, 6 Kilogramm Kalihalpeter ergeben ein schweres Bleikristallglas. Im allgemeinen wird jedes Gemenge 100 Kilogramm Sand haben, während die Zuläufe schwanken. Dieses Gemenge wird in Gemischkästen, nachdem alle Stoffe genau abgewogen worden sind, gut durcheinander gemischt und dann in die Hütten gebracht. In Glashämmern, die mit Generatorgas geheizt werden, stehen etwa 12 bis 18 Hütten. Die Öfen sind rund, die Hütten durch das sogenannte Feuerloch zugänglich, durch das das Gemenge eingeschüttet wird. Der Schmelzvorgang nimmt acht bis neun Stunden in Anspruch. Mit der Pfeife entnimmt der Arbeiter je nach der herzustellenden Form eine größere oder kleinere Menge der Schmelze und bläst sie zunächst einmal zu einem Hohlkörper auf. Ein zweiter Arbeiter öffnet die Form aus Eisen oder Holz, das Ende der Pfeife mit dem Glas wird eingebracht und die Form geschlossen. Durch weitere Bläsen wird dann die Glasmasse vollends der Form angepaßt und auf die richtige Stärke angebracht. Das soweit fertige Stück wird dann von der Pfeife abgeschlagen und in Kühlöfen, deren Temperatur langsam abnimmt, abgekühlt. Diese Prozedur erfordert etwa 24 Stunden. Auf Abkühlungsmaschinen wird dann der überschüssige Tell der Glasmasse, der noch an dem Werkstück haftet, mit rotierenden Eisen- oder Stahl Scheiben entfernt. Werden z. B. Teller geblassen, so besteht der fertig geblasene Teller aus einem Hohlkörper, dessen eine Seite die Abmessungen und die Form des gewünschten Gegenstandes hat, während die andere aus dem überschüssigen Glas besteht, das entfernt werden muß. Die Hütten, in denen die Glasmasse erstmolzen wird, besteht aus Schamotte. Sie bleiben solange in dem Schmelzofen, bis sie unbrauchbar werden. Das Auswechseln geschieht durch eine Öffnung in der Ofenwand, die gewöhnlich fest verschlossen wird, während das Feuerloch stets zugänglich und nur durch eine bewegliche Tonplatte, den sogenannten Kuchen, gesperrt ist.

Nach dem Abstrengen ist das Rohglas marktfertig und wird nun in den Schleifereien weiter verarbeitet. Die Schleifereien liegen im allgemeinen ebenfalls im Gebirge, doch hat auch Berlin eine größere Kristallglasindustrie. Das rote Stück, dessen Rand zunächst noch völlig ungleich ist, muß zuerst auf annähernd gleiche Höhe an allen Stellen gebracht werden. Auf einer Holzplatte mit Stäbchen wird mit weißer Farbe ein Strich gezogen, der ungefähr die Höhe des künftigen Randes hat. Mit einem harten rauhen Instrument wird nun alles Glas bis zu dieser Markte weggenommen, eine Arbeit, die man mit „Abgräbeln“ bezeichnet. Dann werden auf der Form die Mittellinien des Musters mit Pech angezeichnet, und das Vorreihen kann beginnen. Auf eine rotierende Eisenplatte, die mit etwa 180 bis 200 Umdrehungen in der Minute läuft, zieht aus einem darüber befindlichen Trichter feiner mit Wasser gemischter Sand. Der Arbeiter führt mit der Hand den zu bearbeitenden Gegenstand im Guge der mit Pech vorgesezten Mittellinien über die Scheibe. Durch die Rotation und den feinen Sand entstehen die keilförmigen Rillen des Musters. Diese Prozedur, die Vorreihen genannt wird, wird zweimal nacheinander vorgenommen. Im zweiten Arbeitsgang werden die Mittellinien

auf die richtige Höhe eingeschliffen. Ein so vorgeschliffener Kristallgegenstand läßt aber noch nichts von dem atemberaubenden Glanze abhängen, der ihn auszeichnet. Der Schliff ist noch völlig uneben und mit Sandkörnern durchsetzt. Die weitere Bearbeitung geschieht dann auf Kunsteisen, die dauernd mit Wasser getränkt werden. Hier werden sämtliche Unebenheiten herausgebracht und die Nebenlinien des Musters eingeschliffen. Bei Tellern und Schüsseln mit zackigem Rand werden die vorher vorgenommenen Facken nachgeschliffen. Das Erstaunlichste bei all diesen Arbeiten ist, daß sie lediglich mit der Hand ausgeführt werden. Es versteht sich, daß der Arbeiter ungemein sicher sein und ein gutes Augenmaß haben muß, um das Muster richtig zu verteilen. Die Maschinen, die zum Schleifen benutzt werden, müssen eine hohe Geschwindigkeit haben. Man erreicht das dadurch, daß die Welle, auf der die Schleifscheibe sitzt, einmal im Holz gelagert ist, während das andere Lager aus anderem Material besteht. Vom Schleifer wandert der Gegenstand in die Poliererei. Das Pech wird abgezogen und die Form gewaschen. Um den Schliff glatt und klar herauszubekommen, muß das Kristall noch gesägt werden. Das geschieht in einem Kessel, das aus etwa einem Teil Flußsäure (75prozentig), drei Teilen Schwefelsäure (90prozentig) und zwei Teilen destilliertem Wasser besteht, bei einer Temperatur von 70 bis 75 Grad, indem man den Gegenstand nacheinander ungefähr hinzehnt bis zwanzigmal in das Bad eintritt. Von der richtigen Zusammensetzung der Säure und der Dauer des Eintauchens hängt die Schönheit ab, mit der das Muster herauskommt. Es lassen sich für das Abseilen bestimmte Regeln aussetzen. Man muß durch Versuche die richtige Zusammensetzung und Dauer feststellen. Der geäste Gegenstand wird dann sorgfältig ausgewaschen, um die Säure zu beseitigen und wandert dann nochmals in die Poliererei. Hier wird er mit Pappelholz und Fäls bearbeitet, um etwaige Schläge, noch anhaftende Sandkörnchen oder sonstige Verunreinigungen zu beseitigen. Unter Schlägen versteht man winzige Abhälften, die durch Anstoßen oder sonstige Unachtsamkeiten entstanden sind, und die sich durch Polieren vollkommen beseitigen lassen.

Jetzt ist das Kristall verkaufsfertig. Aus der Kompliziertheit der Herstellung erklärt sich auch ohne weiteres der verhältnismäßig hohe Preis, namentlich für besonders reich geschliffene Kristallgegenstände. Verteuernd wirkt weiter der während der Herstellung entstehende Bruch und die Rohformen, die als fehlerhaft ausgeschieden werden müssen. Trotz alledem erfreut sich das Kristall mit Recht einer stets wachsenden Beliebtheit.

Elektrifizierung der Rheinschifffahrt?

Genau so wie die Elektrifizierung der Eisenbahn bereits einen Umfang angenommen hat, der noch vor einem Jahrzehnt nicht denkbar schien, soll es nach Ansicht schweizerischer Ingenieure auch heute bereits möglich sein, den Betrieb auf den Wasserstraßen zu elektrifizieren. Dazu braucht am Schiffstörper selbst nichts geändert zu werden, die Kessel würden durch Motoren ersetzt, die weniger Platz einnehmen als die Ausrüstung der heutigen Dampfer, wodurch weiterer Lagerraum zur Verfügung gestellt würde. Ein Artikel in der „Schweizer Wochenzitung“ beschäftigt sich in diesem Zusammenhang mit der Elektrifizierung der Rheinschifffahrt und meint, der Rhein sei stellenweise so breit, daß in Erwürfung zu ziehen sei, ob die Drähte, die den Flug überqueren, nicht einer zu großen Spannung ausgesetzt werden würden. Die Hochspannungsleitung müsse so geführt sein wie sie bei niedrigstem Wasserstande nötig sei. Falls bei Hochwasser wegen der Strömung eine andere Wegleitung eingeschlagen werden müsse, so müsse praktisch die Stromabnahme dann vom Schiff, wie bei der Straßen- und Eisenbahn, mittels eines breiten, langen und elastischen Bügels stattfinden. Durch zweckentsprechenden Ausbau der Schiffe ließen sich, wie bei der elektrischen Lokomotive, viel größere Kräfte gewinnen, so daß die Schnelligkeit des Schiffes gesteigert würde und auch „Schiffsgitterzüge“ eingerichtet werden könnten. Im Abwärtsfahren könnte bei stärkerer Strömung auch durch das Schiff selbst Strom gewonnen und zur Heizung und Beleuchtung verwendet werden. Durch die Elektrifizierung der Schifffahrt würde sich eine weitere Unabhängigkeit von der Kohle ergeben, und deshalb sei eine Erwürfung dieser Frage außerordentlich wertvoll.